

Jakobus, Knecht Gottes und Jesu Christi, unseres Herren, grüßt die zwölf Stämme, die in der Zerstreung leben.

Jak 1,1

Eine spannende Formulierung ist das, Gott und Jesus Christus, der Herr. Jedenfalls handelt es sich um zwei Referenzen, keineswegs gehen sie ineinander auf. Das allerdings hält ja auch der krichliche Hauptstrang fest bis heute: Jesus ist nicht einfach nur Gott. Aber hier wird er von diesem sprachlich genau unterschieden, steht mit ihr in einer Aufzählung. Das ist nur sinnvoll, wenn und soweit er auch als tatsächlich unterschieden gedacht wird. Der mir vorliegende Kommentar der Jerusalemer Bibel ist schon über 25 Jahre alt und gibt vermutlich nicht mehr den aktuellsten Forschungsstand wieder. Aber schon dort heißt es, dass Jakobus, der Bruder des Herrn, den Brief kaum geschrieben haben dürfte, obwohl das „den archaischen Charakter seiner Christologie“ erklären würde, weil der Brief dann aus den mittleren 40er- oder allerspätestens den ganz frühen 60er-Jahren (62 wird dieser Jakobus hingerichtet) stammen müsste. Wäre er der Autor, so wäre klar, dass er Jesus keinesfalls für Gott, wohl aber für den Messias halten könnte. Insgesamt würde eine so frühe Abfassungszeit bedeuten, dass die Vergöttlichung Jesu erst noch im Gange und unabgeschlossen war. Noch schwieriger wird das, wenn man Jakobus, den Apostel und Bruder des Johannes, als Autor annimmt, der laut Apg 12,2 schon 44 hingerichtet wurde. Nun ist es aber so, dass der Brief noch im vierten Jahrhundert mancherorts unbekannt (Nordafrika, Cyprian von Karthago) oder umstritten (Syrien/Palästina, Eusebius von Caesarea) war. Das kann man sich, meint auch der Kommentar, kaum vorstellen, dass ein echter Brief des ersten Leiters der ersten christlichen Gemeinde nicht allgemein anerkannt worden wäre. Jedenfalls hat der Text eine Vorstellung von Jesus als Messias und nicht von Jesus als Gott. Wäre der Text vor 44 von Jakobus aus dem Zwölferteil geschrieben worden, so wäre seine Theologie zeitbedingt zu erklären und angesichts der Folgeentwicklung nicht mehr als eine historische Randnotiz. Wäre Jakobus, Jesu Bruder, der Autor, so wäre das zwar eine naheliegende Ansicht (Wie soll dein Bruder oder dein Vetter denn Gott sein?), aber doch wohl auch eine bedeutende theologische Differenz zu anderen Ansätzen. Zwar wäre der Autor persönlich mit Jesus vertraut, da verwandt, gewesen, aber doch vor allem eine absolute Autorität der frühen Kirche. Seine Meinung hätte Gewicht gehabt, wäre diskutiert worden, selbst wenn sie abgelehnt worden wäre. Die christlichen Autoren zitieren einander von Anfang an, auch Paulus Formulierung in Röm 1,1 ist passagenweise wörtlich identisch mit unserer. Wäre es wirklich dieser Jakobus, dessen Christusbild hier entwickelt und dann fürderhin nicht mehr diskutiert, ja nicht einmal zitiert wird, wäre das wirklich höchst seltsam. Man müsste dann nach der Rolle der Paulusschule fragen und vielleicht auch der des Johannes, beziehungsweise ganz sicher auch deren, ist die Vergöttlichung dort doch theologisch zentral. Es wäre dann eine denkbare Erklärung, dass sie Jakobus, nach dessen Tod 62 erst recht, aber ja auch schon von vorne herein, „totgeschwiegen“ hätten. Aber die Jakobusschule würde sich gewehrt haben oder ist es denkbar, dass sie den Streit um den rechten Glauben gar nicht erst geführt und sich völlig auf sich selbst zurückgezogen hätten? Dagegen spricht, dass der Brief in anderen Fragen ja durchaus um die Glaubensinterpretation ringt. Mir scheint also die Tendenz des Kommentars, den Text Christen in der Tradition des Jakobus zuzuschreiben und um die Jahrhundertwende (oder eher später, würde ich sagen) zu datieren, naheliegend. Der Autor richtet sich in bestem Griechisch an die Christen, „die in der Zerstreung leben“, also im Römischen Reich außerhalb von Palästina. Das muss also (ehemalige) Juden adressieren und würde auch den gepflegten griechischen Ausdruck erklären. Wenn wir das also mal als zutreffend unterstellen, dann entsteht eine extrem spannende theologische Situation. Die Kirche erkennt einen Text, wenn auch spät, aber doch als kanonisch an, der eine ausdrücklich nicht linientreue Christusvorstellung vertritt. Als wenn das für sich alleine noch nicht außergewöhnlich genug wäre, geschieht es zu einer Zeit, in der genau um die Göttlich-, Menschlich- oder die Wie-auch-immerkeit Jesu heftige Debatten toben. Es scheint nichts darüber bekannt zu sein, dass die jakobinische Christologie der Grund für die Ablehnung des Briefes war, aber das könnte natürlich trotzdem so sein und ich weiß es nur nicht. Wäre diese Frage ausdrücklich

thematisiert worden, so wäre die Kanonisierung umso erstaunlicher, würde das doch bedeuten, dass sie einen Text anerkennen, der ihrer mühsam erkämpften und nur unvollständig durchgesetzten theologischen Position ausdrücklich widerspricht. Hätte, was mir stimmiger erscheint, dieses Thema keine ausgesprochene Rolle gespielt, so hätten wir ein wunderschönes Beispiel für den Einbruch der Transzendenz in die Immanenz. Mitten in einem Prozess, in dem diejenigen, die darin übereinstimmen, dass Jesus von Nazareth der Gott nächste Bote war, den sie je in die Welt gesandt hat, dabei sind, diesen Boten selbst zu vergöttlichen, lässt Gott ausgerechnet diejenigen, die diesen Prozess antreiben, einen Text für verbindlich erklären, der deutlich sagt, dass man Jesus auch für einen außergewöhnlichen Menschen halten darf. Ich will damit gar nichts über die theologische Berechtigung oder Sinnhaftigkeit der Vorstellung von Gott als Dreifaltigkeit sagen; ich habe darüber anderswo geschrieben. Und auch meine hier angestellte Überlegung impliziert ja, dass der Denkprozess, der Jesus Christus als Gott und Mensch indentifiziert, richtig ist, denn wenn ich die Kanonisierung des Jakobusbriefes als Transzendenz beschreibe, dann muss das ja für den Rest des Kanons auch gelten. Das Wichtige ist, dass die Kanonisierung das extreme Gegenteil des Ausschlusses, der Exkommunizierung also, ist. Die Kirche hat, erarbeitet sich eine Position, aber sie erklärt auch diejenigen *expressis verbis* zu ihrem Teil, die diese Position nicht vollständig teilen. Das ist die eigentliche Sensation und das geschieht ausgerechnet in einer im Grunde extrem intoleranten kirchenpolitischen Szene. Allerdings gibt es eine Vielzahl von glänzenden Theologen und durch die verschiedenen Traditionen und Metropolen einen Chor an Meinungen. Wie auch immer, ohne seiner Position direkt zuzustimmen, kann der Jakobusbrief diesbezüglich ein Vorbild dafür sein, wie mit höchst wichtigen Meinungsverschiedenheiten umgegangen werden kann. Es geht dabei nicht um Beliebigkeit, nicht darum, dass Glaube oder Nichtglaube egal wären. Theologisch sind die Unterschiede enorm. Aber heilsgeschichtlich können sie egal sein, weil selbst dann, wenn eine objektive Wahrheit existierte und wenn eine Position ihr näher wäre als die andere, nicht mehr oder weniger Gerechtigkeit vor Gott und den Menschen daraus resultierte. Das genau sagt der Jakobusbrief: Glaub doch, was du willst, zeig erst mal, wie du lebst! Und genau das sagt auch Paulus: Leb doch, wie du kannst, streng dich noch so an, du wirst doch was falsch machen und Liebe und Gnade brauchen! Beide reden ja von ein- und demselben Leben. Man kann dessen Problem verschieden stellen und verschiedene Strategien zur Lösung verfolgen. Damals wird das Problem und die Lösung immer mit Gott in Verbindung gebracht. Heute tun das viele nicht mehr, das ändert aber nichts am Problem: Wie kann ich so leben, dass ich mit mir ebenso versöhnt wäre wie mit allen und umgekehrt die mit mir auch? Ich muss mir diese Frage nicht stellen, kann sie offensiv ablehnen. Das tun auch damals viele. Alle, die Privatgötter haben, sind das damals. Heute ist Gott nicht mehr das Kriterium dafür, weder als Glaube noch als Unglaube. Aber die Frage, was ist ein gelingendes Leben, bleibt und die jakobinische und die paulinsche Antwort bleiben beide bestehen: Du musst dich anstrengen und du brauchst Nachsicht, Verzeihung. Diese Frage und diese Antwort kann man begreifen, ob man den Auferstandenen für Gott oder die Auferstehung für Gottes Werk hält oder beides für ausgemachten Unfug. Das ist es, was mit der Existenz des Jakobusbriefes im neutestamentlichen Kanon gesagt wird. Die „archaische Christologie“ ist darauf nur das Sahnehäubchen.